Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 3. Posen, den 21. Januar. 1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Fräulein!" flüsterte der Sergeant durch die Oeffnung auf Französisch, „Muth! Haben Sie Muth!"

Erstaunt über diese Worte des Trostes in ihrer eigenen Sprache erhob sich Charlotte Duvivier und eilte an die Thür.

„Mein Gott!" rief sie. „Wer sind Sie? Wer spricht da?"

„Ein Freund," antwortete Robert Power wieder auf französisch, das er in Folge seines Aufenthaltes in Paris fließend sprach.

„Ein Freund?" erwiderte das junge Mädchen. „Ach, dann sagen Sie mir, warum ich hier bin! Was ist das für ein schreckliches Verbrechen, dessen man mich anklagt?"

„Hsch! Sprechen Sie leise!" sagte Robert Power, „man darf Sie nicht hören, Sie sind eines Mordes angeklagt, man hat Ihren Shawl gefunden."

„Meinen Shawl?" rief das junge Mädchen, „ach ja, ich erinnere mich, aber ich bin unschuldig, das schwöre ich Ihnen. Ich hatte ihn verloren und wußte nicht einmal, wo er war, bis man ihn in Dover aus meinem Koffer hervorzog und mich verhaftete. O, Monsieur, Sie sehen so gütig aus und sprechen ganz anders mit mir, als die Anderen. Helfen Sie mir! Senden Sie nach meinen Freunden, nach Lady Hunter! Sie ist die Frau von Sir John Hunter und befindet sich jetzt in . ."

„Lady Hunter und Sir John sind hier," unterbrach sie Sergeant Power, „sie werden Sie morgen ohne Zweifel besuchen."

„Dem Himmel sei Dank!" rief Charlotte Duvivier erfreut, „sie werden mich nicht verlassen. Ach, wenn mein Onkel in Rouen nur wüßte, was mir begegnet ist!"

„Er soll es wissen, wenn Sie es wünschen, Fräulein. Ich werde ihm schreiben, wenn Sie mir seine Adresse sagen wollen," erwiderte Sergeant Power, „aber vielleicht hat ihm Sir John Hunter bereits Nachricht gegeben."

„Schreiben Sie dennoch, wenn Sie so gut sein wollen, mein Herr, Sir John hat vielleicht nicht daran gedacht. Mein Onkel wohnt in Rouen, Monsieur Emile Duvivier, Rue Lafayette Nr. 17. Sagen Sie ihm, daß ich unschuldig bin, und er möchte sogleich zu mir kommen. Mon Dieu! mon Dieu! Ich habe nur immer geweint, seit diese rohen, brutalen Männer mich verhafteten und mich ins Gefängniß brachten."

„Gut, gut, mein Fräulein," sagte Robert Power, gerührt durch den Anblick von so viel Schönheit und Kummer. Ohne weitere Ueberlegung glaubte er fest an die Unschuld von Charlotte Duvivier. „Ich werde Alles für Sie thun, was ich kann, mein Name ist Power, erinnern Sie sich dessen, — Robert Power. Ich bin Polizei-Sergeant und weiß, wer der Schuldige ist. Sie sollen gerettet werden, wenn es möglich ist, aber nun Adieu, man darf mich hier nicht sehen."

Power warf dem jungen Mädchen noch einen Blick der Beruhigung zu, wandte sich um und stand dem Inspektor Gadd gegenüber, welcher sich geräuschlos herbeigeschlichen hatte.

„Sehr hübsch für einen Beamten," sagte der Inspektor sarkastisch, „Sie unterreden sich mit den Verhafteten, mein Verehrtester! Sie können sich von der Sache nicht fern halten, nicht wahr, nach all dem Unsinn, den Sie angerichtet haben?"

Der Sergeant sah, daß er ertappt war. Augenscheinlich hatte der Inspektor lange genug unbemerkt neben ihm gestanden, um ihn zu beobachten, obgleich er von dem Gespräch nichts verstehen konnte. Power wußte, daß er einen sehr ernsten Verstoß gegen die Disziplin begangen hatte, und machte sich jetzt auf die Folgen gefaßt.

„Ich werde darüber noch heute Abend berichten," sagte der Inspektor erbost. Er war erfreut, eine Gelegenheit zu finden, die Wuth, die sich in ihm angesammelt hatte, gegen irgend Jemand und besonders gegen Robert Power auslassen zu können. „Inzwischen übernehme ich die Verantwortung, Sie vom Dienst zu suspendiren, wir brauchen keine solchen gefährlichen Leute, wie Sie, und werden besser ohne Sie auskommen."

„Bemühen Sie sich nicht, noch mehr darüber zu sprechen", erwiderte Robert Power, entrüstet über die Insolenz des Inspektors. „Berichten Sie darüber, wenn Sie wollen, das ist für mich ganz gleichgültig, da ich beabsichtige, sogleich meine Entlassung einzureichen, und da Sie mich vom Dienst suspendirt haben, so kann ich mich für jetzt empfehlen."

Mit diesen Worten wandte der junge Mann dem Inspektor den Rücken zu und ging, indem er den Letztern mit einem Gefühl des Unbehagens zurückließ.

Nachdem er das Polizeigebäude verlassen hatte, begann Robert Power zu überlegen. Das Zusammentreffen mit dem Inspektor war sehr verdrießlich, aber die Sache nicht zu ändern. Außerdem mußte die Krisis einmal zum Ausbruch kommen. Der Inspektor hatte eine Gelegenheit gesucht und gefunden, aber auch ohne dieselbe würde er seine Feindseligkeit

gezeigt haben. Der junge Sergeant hatte den Inspektor genau beobachtet und wußte, welch' seichte und gewöhnliche Natur sich hinter dem blauen Rock und dem officiellen Aeußern verbarg. Wann die Krisis einträte, war nur eine Frage der Zeit gewesen; Robert hatte die Tyrannei und Kleinigkeitskrämerei seines Vorgesetzten schon lange genug ertragen und war derselben müde. Deshalb nahm er die Sache mit einem Seufzer der Erleichterung auf.

Aber was sollte er nun beginnen? Sollte er in Sandbank bleiben? Dazu lag kein zwingender Grund vor. Da er vom Dienst enthoben war, konnte er Charlotte Duvivier nicht weiter von Nutzen sein; Sir John Hunter war unter diesen Umständen jedenfalls ein mächtigerer Freund, als ein entlassener Polizei-Beamter. Bei der Untersuchung vor dem Gerichte konnte Robert Power anwesend sein, wenn er wollte, aber das war überflüssig. Der junge Sergeant wußte von Vornherein, daß die Verhandlung nur eine Förmlichkeit sei und daß ein Aufschub von mindestens drei Wochen gewährt werden würde bei dem Verdacht, der auf der Angeklagten ruhte. Sein eigenes Auftreten als Zeuge war in diesem Stadium von keinem Nutzen, warum sollte er also die Zwischenzeit nicht besser ausnutzen? Tom Brusel war in London; vielleicht konnte er dort, unterstützt von seinem Freunde, mehr ausrichten, als wenn er unthätig in der kleinen Stadt blieb. An Geld hatte Robert Power für jetzt keinen Mangel; er hatte sich etwas erspart und sein Onkel, Mr. Pierson, hatte zwar sein Kapital zum großen Theil für eine Lebensrente weggegeben, aber seinem Neffen doch ein kleines Zeichen seiner Zuneigung in Gestalt von harten Goldstücken hinterlassen, nebst einem Haus als freies Eigenthum. Der junge Sergeant war daher für einige Zeit aller Sorgen enthoben; Neigung und Ueberlegung trieben ihn zur Hauptstadt.

Er entschloß sich schnell. „Nach London!" sagte er zu sich selbst, indem er in Gedanken das einförmige Polizeileben von sich abschüttelte, welches ihm in letzter Zeit unerträglich gewesen war. Er fühlte sich wieder als freier Mann.

19.

Nicht weit von Trafalgar-Square führt eine enge Straße auf Scotland Yard, den Hauptsitz der Londoner Kriminalpolizei, zu. An einem Herbstmorgen ging ein junger Mann von stattlicher Gestalt diese Straße entlang.

Als er sich dem Gebäude von Scotland Yard näherte, begegnete ihm plötzlich eine hochgewachsene Gestalt mit buschigen Augenbrauen, welche eben aus der Thüre herausgetreten war.

„Halloh, Sergeant!" rief der Letztere erstaunt, „was zum Teufel bringt Sie hierher? Ich habe oft an Sie gedacht, aber Sie sind der letzte Mann, den ich in diesem Augenblick zu sehen erwartete."

Detektive Brusel reichte Power die Hand und zeigte aufrichtige Freude über das Zusammentreffen.

So kurz als möglich erklärte der Sergeant ihm Alles, was in Sandbank seit der Abreise des Detektive geschehen war, und was ihn veranlaßt hatte, plötzlich nach London zu kommen.

„Sie haben ganz Recht, mein Junge," sagte Tom Brusel, „ich freue mich, daß Sie hier sind."

„Wie steht es mit Ihnen?" fragte Sergeant Power.

„Mit mir? O, Alles ist in Ordnung! Ich hatte eine Unterredung mit einigen meiner Vorgesetzten und habe dabei gerade herausgesagt, was ich dachte. Ich weiß nicht, ob ich sie überzeugt habe, aber man will mich nicht bei Seite werfen — darauf können Sie sich verlassen."

Der junge Sergeant war erfreut, daß es seinem Freunde gelungen war, die gute Meinung seiner Vorgesetzten wieder zu gewinnen.

„Wo wohnen Sie?" fragte der Detektive endlich, indem er mit Robert Power das Gebäude verließ.

„Bis jetzt nirgends. Ich bin eben angekommen," war die Antwort, „ich habe mein Gepäck auf dem Bahnhofe gelassen und bin gerade hierher gekommen, um Sie aufzusuchen."

„Dann müssen Sie meine Gastfreundschaft annehmen; meine Frau wird sich sehr freuen, Sie zu sehen, sie weiß schon viel von Ihnen! Ein kleines Landhaus in Clapham, einfach, aber bequem, Sie werden herzlich willkommen sein! Ich habe heute nichts Besonderes zu thun; was sagen Sie dazu, wenn wir Ihr Gepäck vom Bahnhofe abholen und nach meiner Wohnung fahren, um meine Frau zu überraschen? Sie wird sich gewiß freuen!"

Robert Power hatte jedoch nicht die Absicht, sich bei dem gutmüthigen Detektive einzuquartieren.

„Danke, alter Freund!" sagte er und schüttelte Brusels Hand, „Sie sind ein prächtiger Mensch! Aber es geht nicht. Ich hoffe, noch oft Gelegenheit zu haben, mich mit Frau Brusel zu unterhalten und mit den Kindern zu spielen, aber nicht jetzt. Mich führt ein anderes Geschäft nach London und Clapham ist ziemlich abgelegen. Ich habe mir vorgenommen, für dieses arme Mädchen Alles zu thun, was ich kann."

„Ja natürlich!" rief der Detektive. „Ich hatte die unangenehme Geschichte ganz vergessen, Sie haben Recht, mit Clapham ist es heute nichts, also ein anderes Mal! Aber Sie könnten dort wenigstens übernachten, — ich werde gleich an meine Frau telegraphiren, es wird sie nicht im Geringsten geniren, sie ist an Ueberraschungen aller Art gewöhnt."

Aber Power hatte andere Pläne und ließ sich nicht zureden. Er kannte eine kleine Wohnung inmitten der Stadt, wo er in früherer Zeit sein Zelt aufgeschlagen hatte, und zog es vor, dorthin zu gehen. Der Detektive redete ihm nicht länger zu, da er sah, daß es vergebens war.

„Gut, gut, wenn Sie so eigensinnig sind," sagte er mit seinem breiten Lächeln, „dann kann ich nichts mit Ihnen machen. Aber, womit wollen Sie jetzt beginnen? Haben Sie schon gegessen?"

„Ja, ich habe gefrühstückt, ehe ich Sie aufsuchte," erwiderte Robert. „Ich habe jetzt die Absicht, in Nr. 23 Dangerfieldstreet einen Besuch zu machen."

„Was? Im Hause jenes Burschen? Was ist aus ihm geworden?"

„Ich erkundigte mich, ehe ich abreiste. Man sagte mir, Saint Alban sei mit seiner Frau nach dem Kontinent abgereist, wahrscheinlich nach Paris."

„Und Sie wollen wissen, ob der Vogel wirklich in jener Richtung ausgeflogen ist?" fragte Mr. Brusel mit einem schlauen Kopfnicken. „Gut ich werde mit Ihnen gehen. Offen gesagt, ich habe während der letzten beiden Tage diese Sache etwas vernachlässigt, aber ich freue mich, daß Sie gekommen sind, um mich wieder an sie zu erinnern."

Die Häuser in der Dangerfieldstreet sind schön und geräumig; es ist eine sehr vornehme Straße, in welcher man Kutscher, Lakaien und zierliche Zimmermädchen erblickt, und fast vor jedem zweiten Hause sieht man glänzende Equipagen. Saint Alban gehörte zu der Geldaristokratie und hatte sich in der Dangerfieldstreet niedergelassen, seine Wohnung war eine der glänzendsten der Straßen.

Warum wollte Robert Power das Haus seines Gegners aufsuchen? Vielleicht, um sich davon zu überzeugen, ob die Nachricht von Saint Albans Abreise wahr sei. Er hatte daran bereits gedacht, aber er empfand auch großes Verlangen, dieses Haus zu sehen, dort umher zu gehen und vielleicht gelegentlich etwas von den Geheimnissen im Leben St. Albans zu erfahren. Power ging mit Brusel im Gespräch von Trafalgar-Square bis nach der Straße, wo Saint Alban wohnte, wenn er in der Stadt war.

„Hier ist es, mein Junge," sagte der Detektive, als Nummer 23 sichtbar wurde. „Es scheint wirklich, daß die Familie verreist ist, wenigstens sind die Vorhänge herabgelassen. Wenn Sie irgendwelche Nachforschungen machen wollen, so ist jetzt die beste Zeit dazu, und wenn die Dienerschaft Sie zu ihrem Frühstück in der Küche einladet, so schlagen Sie es nicht ab."

Aber Sergeant Power achtete wenig auf das was sein Begleiter sagte. Seine Augen und seine Aufmerksamkeit waren anderweitig in Anspruch genommen. Als er mit Tom Brusel auf der Straße stand und Saint Albans Haus betrachtete, kam von der andern Seite der Straße eine Frau herüber. Sie schien von mittlerem Alter zu sein, war sehr ärmlich gekleidet und sah recht vergrämt aus.

Robert Power faßte den Arm des Detektive.

„Rasch, rasch, ich muß mich verstecken!“ rief er aufgeregt und verschwand sogleich in einem der großen Thorwege, indem er Tom Brusel mit sich hineinzog.

„Was giebts denn?“ fragte der Letztere rasch.

„Sehen Sie dort jene Frau; das ist die Frau, die mich durch ihre Lüge in Manchester in eine so traurige Lage brachte.“

Der Detektive ließ ein leises Pfeifen hören; dann sagte er: „Daß ist ein merkwürdiges Zusammentreffen! Was kann sie hier wollen? Ist es ein Zufall, daß sie hier ist, oder geht sie in das Haus jenes Menschen?“

„Das werden wir gleich sehen,“ erwiderte Robert Power in tiefer Erregung.

Inzwischen war die Frau, ohne zu wissen, daß sie so aufmerksam beobachtet wurde, mit müden Schritten näher gekommen.

„Sie ist keine Schönheit,“ murmelte Brusel, „ich habe niemals an Ihrer Behauptung gezweifelt, daß man Sie falsch beschuldigt habe; jetzt, nachdem ich die Frau selbst gesehen habe, zweifle ich noch weniger daran. Welcher Mensch wäre verrückt genug, seine Stellung für ein solches Gesicht aufs Spiel zu setzen? Jetzt geht sie gerade auf das Haus zu, sehen Sie, sie bleibt stehen, um es zu betrachten, und jetzt legt Sie die Hand an den Klingelzug.“

So war es. Die Frau war vor Nummer 23 stehen geblieben und nach kurzem Zögern zog sie die Glocke.

Die Thüre wurde von einem Diener geöffnet, welcher die ärmlich gekleidete Frau mit dreistem Blick musterte, und nachdem wenige Worte gewechselt waren, sie wieder schloß. Mit einem Blick der Enttäuschung wandte sich die Frau ab, um zu gehen.

„Sie müssen ihr folgen und sich überzeugen, wo sie wohnt und was sie treibt,“ flüsterte Sergeant Power seinem Begleiter zu. „Ich kann es nicht selbst thun, sie könnte mich sehen und erkennen.“

„Ich folge ihr,“ erwiderte der Detektive; „aber wo werde ich Sie treffen?“

„In Johnsons Hotel, Bloomsburystraße,“ erwiderte Robert Power, „dort werde ich fürs Erste wohnen. Aber nun gehen Sie, mein Bester, damit Sie sie nicht verfehlen.“

„Gewiß nicht. Ich glaube, das ist ein glücklicher Zufall, der zu etwas führen kann. Aber wie heißt die Frau?“

„Der Name, unter dem ich sie kannte, war Frau Stanley. Nun aber fort mit Ihnen.“ (Forts. folgt.)

Ein neuer Wintersport.

Von Ernst Montanus.

(Nachdruck verboten.)

In dem altfinnischen Nationalepos „Kalewala“, das uns die Menschen, Sitten und Bräuche des mythischen Zeitalters vorführt, kommt die Stelle vor:

„Scharf mein Spieß ist zugespitzet,
Alle Pfeile sind bereit.
Auch gespannt des Bogens Sehne,
Nur die Schneeschuh, fellbekleidet,
Fehlen mir noch für die Fahrt.“

Es erhellt hieraus, daß schon dazumal im hohen Norden die Schneeschuhe oder Ski (sprich: Schi) während der langen Winterszeit als ein unentbehrliches Verkehrsmittel galten. Das ist bis heute so geblieben; gleichzeitig bildet dort aber der Schneeschuhlauf auch die volksthümlichste aller Körperübungen, den beliebtesten Sport für Mann und Frau, für Groß und Klein.

Eigentlich ist es kaum zu verstehen, weshalb man nicht bei uns das Schneeschuhlaufen längst eingeführt hat, da es sich doch hier eben so gut und mit dem gleichen Nutzen in praktischer wie in hygienischer Beziehung ausführen läßt als im Norden. Nachdem aber endlich dann vor einigen Jahren der Anfang dazu gemacht worden war, hat dieser Sport außerordentlich rasch eine umfassende Verbreitung gefunden, die sich voraussichtlich noch weiter ausdehnen wird, wenn die meteorologischen Verhältnisse unseres diesjährigen Winters sich dementsprechend gestalten.

An den verschiedensten Orten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz sind Schneeläufervereine entstanden, zahlreiche Liebhaber können bereits als Meister in der Kunst des Skilaufes gelten, und auch zu verschiedenen praktischen Zwecken hat man bei uns die „raschen Bretter“ mit bestem Erfolge erprobt. Dem Jäger wie dem Forstmann, dem Landwirthe, Bahnbeamten oder Briefträger, kurz Jedem, der im Winter, namentlich bei hohen Schneelagen, entfernte Orte aufsuchen muß, bietet sich in den Schneeschuhen ein höchst werthvolles Verkehrsmittel, und daß sie auch für verschiedene militärische Zwecke ausgezeichnet zu brauchen sind, das haben die Uebungen zur Genüge dargethan, welche während der beiden letzten Winter seitens mehrerer Heeresverwaltungen damit angestellt wurden. Namentlich bei einer Anzahl von deutschen Infanterieregimentern und Jägerbataillonen sind solche Versuche gemacht worden und haben ein so gutes Ergebniß erzielt, daß sie in diesem Winter in ausgedehnterem Maße fortgesetzt werden sollen. Man verspricht sich mit Recht für den Fall eines Winterfeldzuges wichtige Dienste davon, wie ja auch in Rußland die finnländischen Scharfschützen sämmtlich mit Schneeschuhen ausgerüstet sind. Ferner sind sie bei allen deutschen Kriegsschulen und bei den Kadettenkorps in Preußen und Baden eingeführt.

Es kann daher keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Schneeschuh auch bei uns, sowohl in der Ebene wie auch im Hügelland und Gebirge, für Sport- wie für Erwerbs- und Berufszwecke auf das Vortheilhafteste verwendbar ist, sobald nur eine genügende Schneedecke vorhanden, und es wird daher wohl nicht mehr lange dauern, bis wir überall die Schneefläche von munteren Skiläufern belebt sehen. Deswegen dürfte es unsere Leser wohl interessiren, über diesen neuesten Wintersport, der ganz eigenartige Reize bietet, etwas Näheres zu erfahren.

Wir müssen vorausschicken, daß es zwei Hauptformen von Schneeschuhen giebt: norwegische und kanadische. Die sehr breiten und langen kanadischen Schneeschuhe sind nach indianischem Muster aus zähen Holzreifen hergestellt, die man mit Saiten, Drahtgeflecht oder Leder überzieht, so daß sich damit selbst eine weiche Schneedecke passiren läßt, ohne daß man einsinkt. Diese Form ist aber in ihrer Verbreitung durchaus auf Kanada selbst und den Norden der Vereinigten Staaten beschränkt geblieben, während bei uns nur die skandinavischen Ski (d. h. Scheite oder Scheiden) zur Einführung gelangt sind, mit denen wir allein uns daher eingehender zu befassen haben.

Die kanadischen Schneeschuhe sind gleich den in unseren süddeutschen Bergen von Holzknechten und Jägern benutzten runden oder ovalen Schneereifen eigentlich nur für das Schneetreten geeignet, wohingegen die schmalen und langen Brettchen der skandinavischen Ski allein ein rasches und müheloses Dahingleiten über die Schneefläche ermöglichen. Wir brauchen uns nicht mehr nach Christiania zu wenden, um ein Paar tadellos konstruirter Schneeschuhe mit allem Zubehör zu beziehen. Schon fertigt man dies alles auch in Deutschland an; die deutsche Heeresverwaltung hat sich bisher ihren Bedarf von der Th. Neumayerschen Schneeschuhfabrik in München liefern lassen, von der auch eine praktische Anleitung zur Erlernung des neuen Sports zu beziehen ist.

Die norwegischen Schneeschuhe bestehen aus Holzschienen, die vorn aufgebogen sind, wie Schlittenkufen. Sie haben eine Länge von 2,25 Meter für Herren, von 2 Meter für Damen und 1,75 Meter für Kinder, bei einer Durchschnittsbreite von 9 Centimeter. Die untere Gleitfläche ist mit einer Führungsrinne versehen, wodurch sich die Direktion besser beherrschen läßt. Nicht ganz in der Mitte, sondern etwas mehr nach hinten ist der Zehenriemen angebracht, den man über der Zehenspitze des Stiefels zuschnallt. Der Fuß ruht dabei auf einem je nach seiner Länge verstellbaren Bügel, der am Absatz — nicht etwa über der Ferse — mit einem Lederriemen festgebunden wird. Endlich muß der unbelastete Ski, wenn man ihn auf eine horizontale Fläche legt, sich in der Mitte nach aufwärts gebogen zeigen, so daß dort unter der Fußplatte ein Abstand von etwa 2 Centimeter wahrnehmbar ist, der erst verschwindet, wenn man den Fuß in den Zehenriemen steckt und auf den Schneeschuh tritt. Auf diese Art bildet Letzterer sozusagen eine Feder, die dem Gewicht der ihn belastenden Person im Verhältniß Rechnung trägt.

Etwas abweichend von diesen „Norwegern“ werden die „Lappländer“, die ostsibirischen Ski (Giliaken), die „Finnländer Renn-Ski“ und die „Expeditions-Ski“ (letztere nach dem Muster der von Fridtjof Nansen bei seiner berühmten Durchquerung Grönlands benutzten) angefertigt, von denen jede Sorte wieder bestimmten Zwecken angepaßt und dem entsprechend gestaltet ist.

Jeder Schneeschuhläufer aber führt endlich einen etwa 2 Meter langen, leichten und elastischen Laufstock, der unten eine Spitze hat, über der eine kleine Bremsscheibe sitzt. Diese Laufstöcke sind nicht etwa dazu da, um sich damit fortzuschieben oder fortzustoßen, sondern nur, um nöthigenfalls lenken oder bremsen zu können.

Was nun die Erlernung dieses Sports anbetrifft, so ist sie durchaus nicht schwierig, und wer einigermaßen gewandt ist, wird sich schon binnen wenigen Stunden die einfachen Elemente des Schneeschuhlaufes zu eigen machen können. Natürlich heißt es aber auch hier: Uebung macht den Meister, und wer den Schneeschuh wirklich beherrschen lernen und allerlei besondere Künste, wie z. B. das in Norwegen so virtuos ausgeübte Springen, damit ausführen will, der muß es sich schon Mühe kosten lassen und fleißig üben.

Für den Anfang versuche man sich nur auf ebenen oder doch nur ganz sanft geneigten Schneefeldern, die möglichst glatt ohne Fußtapfen und Räderspuren sind, und gehe erst, wenn man schon einige Uebung erlangt hat, zu Fahrten von kleinen Hügeln herab über. Jede Uebereilung schadet nur, wie die oben erwähnte Anleitung hervorhebt.

Ganz entgegengesetzt dem Schlittschuhlaufen müssen die Schneeschuhe in gerader Richtung parallel nach vorwärts, ja nicht nach der Seite, geschoben werden und zwar möglichst dicht nebeneinander vorbei. Man bildet damit im Schnee ein gerades Doppelgeleise, während in der Mitte zwischen den beiden Holzschienen eine etwa 5 Centimeter breite Schneerippe stehen bleibt. Die Körperhaltung beim Laufen ist eine mäßig nach vorn geneigte, um je nach dem Gelände das Körpergewicht gleichmäßig vertheilen zu können. Stets denke man daran, daß die Schneeschuhe unter keiner Bedingung vom Boden emporgehoben werden dürfen, daß man sie vielmehr immer auf demselben vorwärts schieben muß.

Der Laufstock soll, wie schon bemerkt, nicht zum Vorwärtsschieben, sondern nur zum Lenken und Bremsen dienen. Anfänger können sich jedoch zweier Stöcke bedienen, von denen der rechte mit dem linken Fuß und der linke mit dem rechten Fuß beim Vorwärtsgleiten zu korrespondiren hat. Man wird dann auch bald herausbekommen, daß dies Gleiten ganz leicht vor sich geht, so daß jedes Hasten und Vorwärtsstoßen überflüssig ist. Zuerst kommt man natürlich jedesmal nur um die Schrittlänge vorwärts, sobald man aber erst dem Ski die erforderliche sichere „Schnellung," ähnlich wie beim Schlittschuhlaufen, zu geben vermag, erhält man durch diese elastische Bewegung beim Ausschreiten eines jeden Beines Züge von 1 bis 2 Meter Länge.

Hat nun der Anfänger auf glatten schneebedeckten Feldern sich schon einige Sicherheit angeeignet, so kann man dazu übergehen, nicht allzu steile Hügel zu befahren. Erste Bedingung bleibt auch hier, die Füße fest aneinander zu halten, da sonst jede Sicherheit des Lenkens verloren geht. Doch kann, um beim Abwärtsfahren leichter die Balance zu halten, der eine Fuß etwas weiter vorgeschoben sein. Man bewahre eine knieweiche Stellung und neige sich insbesondere nicht zu weit rückwärts, da sonst ein „Durchgehen" der Schneeschuhe unvermeidlich ist. Auch gespreizte Beine bringen den Läufer meist zum Umkippen und machen das Lenken und Balanciren äußerst schwierig.

Kommt man aber nun doch einmal zu Fall, was sich beim Lernen nicht immer verhüten lassen wird, so wird man ja nur in die weiche Schneedecke gebettet, was weiter nicht schlimm ist und blos unter den Mitübenden einen „Heiterkeitserfolg" zu Wege bringt; dann suche man noch im Liegen die Schneeschuhe wieder parallel neben einander zu legen, ohne sie abzuschnallen. Hierauf ziehe man die Knie gegen den Unterkörper aufwärts und wird sich dann mit Hilfe des seitlich gestützten Stockes rasch wieder in die Kniebeugestellung emporarbeiten.

Steile Hänge und stark geneigte waldige Gelände darf man erst herabfahren, nachdem man ganz sicher ist. Kommt man beim Abwärtssausen in Gefahr zu stürzen, so bücke man sich blitzschnell möglichst klein zusammen, wodurch der Sturz wesentlich weniger heftig wird, und lasse sich dann seitwärts hinlegen. Setzt man beim Abwärtsfahren den Stock seitwärts fest in die Schneedecke ein und verlegt die Schwere des Oberkörpers auf die gleiche Seite, so fährt man einen Bogen, was ebenfalls geübt werden muß.

Das Umdrehen und Wenden, das Bergaufwärtsfahren u. s. w. wollen wir hier nicht beschreiben, da es uns hier nur darauf ankam, eine allgemeine Vorstellung von der Erlernung des Schneelaufens zu geben.

Ein gewandter Schneeschuhläufer vermag 10 Kilometer in einer Stunde zurückzulegen. Bei der Nordenskjöldschen Grönlandexpedition von 1883 hatten die daran theilnehmenden Lappen eine auf Schneeschuhen in 57 Stunden zurückgelegte Wegstrecke auf 460 Kilometer geschätzt. Man bezweifelte jedoch die Richtigkeit dieser Schätzung, und deswegen wurde ein Wettlaufen veranstaltet, bei dem der Sieger, — es war einer von jenen Lappen — thatsächlich 227 Kilometer in 21 Stunden 22 Minuten — einschließlich der Ruhezeit — durchmaß. Das ist der höchste bisher erzielte „Rekord".

Berühmt im ganzen Norden sind die in jedem Februar bei Christiania stattfindenden großen Skirennen, zu deren sich die geschicktesten Läufer einfinden und Tausende von Zuschauern herbeiströmen. Den Schluß bilden dabei immer die Rennen, wobei es einen steilen Abhang hinuntergeht, in dessen Mitte noch ein künstliches Hinderniß angebracht ist. Es kommen dabei Sprünge bis 20 Meter vor, die Palnatoke-Sprünge heißen, nach dem nordischen „Wilhelm Tell", Palnatoke, der auf Schneeschuhen flüchtete, nachdem er vor Harald Schwarzzahn einen Apfel vom Kopfe seines Söhnchens geschossen hatte.

Wir wollen unsere Ausführungen über den neuesten Wintersport nicht schließen, ohne noch besonders auf dessen Gefahrlosigkeit bei Beobachtung des vorstehend Gesagten hinzuweisen. Ernste Unfälle sind dann kaum möglich, und namentlich für Kinder eignet sich deswegen dieser Sport besser als der Schlittschuhlauf, weil die Gefahr des Einbrechens auf dem Eise fehlt.

---

† **Die Ballschuhe.** Fräulein Else B., schreibt die Wiener „Deutsche Ztg.", war ganz außer sich. Ueber diesem unglückseligen Ballabend schwebte ein wahrer Unstern. Jeden Augenblick klappte etwas an der Toilette nicht. Was ein junges Mädchen nur an Bändern, Maschen, Schleifen, Blumen zu einem Ballstaat braucht, wurde wie von Geisterhänden im entscheidenden Moment verlegt, daß jedes einzelne Stück eine halbe Stunde gesucht werden mußte. Und jetzt waren — um das Unglück voll zu machen — sogar die weißseidenen Ballschuhe verschwunden. Cousin Fritz, der schon in vollem Ballstaat — taubengrau und dunkelblau — zur Stelle war, rannte wie besessen aus einem Zimmer in das andere und suchte in allen Winkeln. Umsonst! Die Ballschuhe waren verschwunden. Der gute Kerl nahm sogar seinen Winterrock und rannte davon, um ein Paar andere Schuhe zu beschaffen; aber er kam mit traurigem Gesicht und der Botschaft zurück, daß schon alle Geschäfte geschlossen seien. „Aber, um Gotteswillen!" jammerte Else, „ich kann doch nicht in schwarzen Schnürschuhen gehen!" Aber da half kein Jammern. Die Schuhe blieben verschwunden, und Fräulein Else riß sich endlich weinend den ganzen Staat vom Leibe und verschloß sich verzweifelt in ihr Zimmer. Mit dem Ball wars also nichts. Am nächsten Mittwoch traf sie Cousin Fritz auf dem Eislaufplatz. Er machte ein ungeheuer vergnügtes Gesicht. „Nun, Elschen, ist der Jammer schon ausgeschlafen?" rief er, in großem Bogen heransegelnd. Sie sah ihn vorwurfsvoll an. „Ich meinerseits," fuhr er heiter fort, „habe mich dort ausgezeichnet amüsirt." — „Also Du warst doch . . ." — „Natürlich, ich mußte doch sehen, was Du versäumt hast." — „Barbar!" — „Und jetzt," fuhr er mit unerschütterlicher Ruhe fort, indem er ein kleines Päckchen aus der Tasche zog, „kann ich Dir auch Deine Ballschuhe wiedergeben." — Sie sah ihn erstaunt an und nahm das Päckchen mechanisch aus seiner Hand. „Ja, um Gotteswillen, wo hast Du denn die gefunden?" — „In meiner Fracktasche!" — „Aber wie ist denn das möglich? Wie kann man denn aus Versehen ein Paar Schuhe einstecken?" — „Versehen? Keine Spur! Mit Absicht!" — Sie sah fassungslos in sein unverschämt zufriedenes Gesicht. — „Du wirst mich sofort verstehen, Elschen, komm nur mit." Und er zog die Willenlose in eine stillere Ecke. „Was glaubst Du, Kind, wer auch auf dem Balle war?" — „?" — „Max H." — „Hu! Jetzt bin ich erst froh, daß ich nicht dort war." — „Gut. Weißt Du auch, warum Dein Papa durchaus wollte, daß Du gerade diesen Ball besuchst, dem H. vor seiner Abreise noch beiwohnte?" — Sie erschrak. — „Weißt Du auch, was ich ihm für einen Bären aufgebunden habe? Ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß Du Migräne bekamst, als ich Dir erzählte, daß er auch dort sein werde." — „Du bist doch ein unverschämter Schwindler!" — „Schwindler! Gelt, aber das ist Dir recht, daß er daraufhin schon heute Morgen abgereist ist und Dein Papa mit seinem schönen Heirathsprojekt durchfällt." Sie sah ihn dankbar und zärtlich an. „Ja aber Fritz, was ist damit für uns gewonnen? Deshalb wird doch Papa nicht einwilligen." — „Unbesorgt! Heute Abend kommt mein Alter nach Wien, der wird Deinem bockbeinigen Papa schon den Kopf zurechtsetzen." Ein neuer zärtlicher Blick. „Nun begreifst Du auch, warum mir so viel daran lag, gerade für diesen Abend die Zusammenkunft Papas mit H. zu verhindern." — Sie nickte. „Aber ein Schwindler bist Du doch! Wie Du nur die Schuhe gesucht hast! Und sogar davongerannt bist Du, um andere zu holen!" Er schmunzelte. „Ich hätte doch keine bekommen; denn was Du für Füßchen hast, Else! Ich hab die Schuhe die ganze Nacht in der Tasche gehabt und mir standen die Frackschöße nicht so weit weg. Unglaublich!" Sie bückte sich, griff hastig nach einer Hand voll Schnee, und schwapp! hatte er das ganze lachende Gesicht voll. . . . .

† **Zwei Knaben um 50 Lire.** Eine Privatmittheilung aus Turin schildert folgende Scene, welche sich kürzlich auf dem dortigen Bahnhof zugetragen hat. Zwei nur mit dem Nothdürftigsten bekleidete augenscheinlich frierende Knaben zwischen 10 und 14 Jahren wandelten schon Stunden hindurch den Perron auf und ab und erregten durch ihr elendes Aussehen das Mitleid mehrerer Personen. Endlich wandten sich zwei Schutzmänner mit der Frage, was sie denn eigentlich hier zu thun hätten, an die Kinder. „Wir erwarten unseren Herrn; er hat uns in Caserta (bei Neapel) gekauft, und will uns nach Frankreich führen, wo wir betteln und singen sollen", erwiderte der ältere der Knaben mit großem Ernst. Die Umstehenden betheiligten sich an der Konversation und die Kinder erzählten, daß dieser Padrone, der sie beide ihren Eltern um 50 Lire abgekauft hatte, aus Sora gebürtig sei, und schon viele, viele Kinder aus der Umgegend von Caserta gekauft habe, weil sie alle zu singen verständen; er schicke sie erst nach Frankreich und dann nach Amerika. Die Zuhörerschaft war entrüstet und die armen Kinder wurden vorläufig, zumal der Padrone, welcher vielleicht Wind bekommen haben mochte, sich nicht einfand, dem Schutze der Behörde übergeben.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.